

Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(2. Fortsetzung.)

„Frau von Grammont ist, wie Sie wissen, die Vertraute der Königin, und ich stehe unter ihrem Befehl im Dienste Ihrer Majestät... Gestern Abend nun ließ mich die Gräfin rufen und sagte zu mir: „Ich habe Sie mit einer Mission von höchster Wichtigkeit zu betrauen... Sie klingelte, und es erschien eine Amme, die einen Knaben in den Armen hielt... „Gräfin“, rief Frau von Grammont fort, „in einer Stunde müssen Sie dieses Kind der Herzogin von Montbailais in ihrem Schloß bei Berrières in der Nähe des Dorfes Massy übergeben... ein Reisepaßgenosse erwartet Sie am Wagen... was auch auf dem Wege geschehen mag, bewahren Sie Ihre Kaltblütigkeit... wenn man Sie anreißt, so kümmern Sie sich nur um das Kind, Sie werden von einer starken Esorte beschützt werden.“ „Angegriffen?“ „Was vermuten Sie denn?“ „Nichts — aber wer weiß?“ Die Herzogin hielt bei diesen Worten inne, sie schien zu bedauern, zuviel gesagt zu haben. — Gehen Sie, Gräfin“, fuhr sie, mich umarmen, fort... „Das Lebrige wissen Sie, Herr von Bergerac!“

Was auf der Landstraße passirt ist, murmelte der Gascoigner, wird nicht lange ein Geheimnis bleiben... Da man ein Interesse daran hatte, Sie nicht an Ihr Reiseziel kommen zu lassen, so mußten wir auf der Hut sein, handeln wir also ohne Verzug! „Sie haben Recht“, stimmte die Gräfin bei, „und nun hören Sie, was ich von Ihnen erwarte. Gehen Sie so schnell wie möglich nach Saint-Germain, fragen Sie nach Frau von Grammont, sagen Sie ihr, was Sie gesehen und was Sie gethan haben.“ „Doch wenn ich antommen werde, wird es noch sehr früh sein, und die Herzogin...“

Die Herzogin wird Sie empfangen, wenn Sie ihr dieses Juwel überreichen lassen“, erklärte die Gräfin, „so aus ihrem Nieder ein goldenes Halsband, an dem ein Medaillon hing, und fügte hinzu: „Das ist ein Paß, der Ihnen alle Thüren öffnen wird.“ „Cyrano verneigte sich, dann fragte er: „Doch was wird aus Ihnen und dem Kind?“

„Kümmern wir uns nur um das Kind! Wir können wir es in das Schloß Berrières bringen lassen.“ „Das Schloß ist nur wenige Minuten von hier entfernt“, unterbrach Colette... „auf der andern Seite des kleinen Gehölzes, das fast an das Haus grenzt... Ich übernehme den Haisnen.“

Doch plötzlich ließ sich ein harter Lärm vernehmen, die Thür des Gasthofes erdrönte unter heftigen Stößen und Fußtritten, während laute Stimmen riefen: „Holla, Wirtschaft!“

„Zum Teufel, was bedeutet das?“ murmelte Cyrano und lief gleichzeitig zu dem Guckfenster, durch das ein schwacher Sonnenstrahl brach. Dann öffnete er es und blickte auf den Weg, wo er ein halbes Duzend Männer in Uniformen vor sich sah. Dieselben waren vom Pferde gestiegen und vollführten diesen Lärm, während ein siebenster ihnen von seinem Kofse aus zusah, der eine Offiziersuniform trug und noch lauter als die Andern rief: „Cyrano eile schnell zu Frau von Grammont zurück und flüstere ihr zu: „Herr von Grammont!“

„Der Gardehauptmann?“ „Er selbst!“ „Dann ist Alles verloren!“ „Noch nicht“, entgegnete Cyrano. „Raminoise ist Normanne, ich Gascoigner. Schlautepp gegen Schlautepp. Haben Sie nur Muth!“

Darauf zog er Colette bei Seite und flüsterte ihr zu: „Wir müssen diese Leute auf eine falsche Fährte lenken, meine schöne Wirtschaft.“

an! Dieser Gastwirth steht einzig in der Welt da; denn er nimmt Gäste nur dann in sein Haus auf, wenn sie ihm drohen, die Thür einzutreten!“

Ein lautes Lachen folgte diesen Worten; doch Raminoise war nicht der Mann, seine Zeit mit Kleinigkeiten der Art zu verlieren. Während and drohend stürzte er auf der Pforte des „Goldenen Kaplauns“ zu und schrie: „Also endlich kommst Du doch, Du dreifache Gallante... Sofort wirst Du mir jetzt sauen...“

Instinctiv stotterte der Gastwirth: „Ich weiß nichts.“ „Was? ... Du antwortest ja recht schnell, Du Schuft!“

„Ich schwöre Ihnen, ich weiß wirklich nichts“, erklärte der arme Gadois. „Man hat sie doch aber hier vor Deiner Thür umgebracht... Das ist gewiß nicht ohne jedes Geräusch abgegangen...“

„Ich habe nichts dabei gethan, das schwöre ich...“ „Das glaube ich... aber Du bist feige gewesen...“

„Ich habe nichts gesehen, nichts gehört...“ „Hör auf mit dem Geschwätz“, schrie der Hauptmann. „Wenn Du Dein Leben lieb ist, so sag mir die Wahrheit... Wo ist das Kind?“

„Das Kind?“ wiederholte der Gastwirth wie ein Echo. „Ja... und die Frau, die es begleitete...“

„Wie kann ich das wissen... da ich nichts gesehen habe.“ „Herr von Raminoise stampfte wütend mit den Füßen auf und schrie in höchstem Jorne: „Aber woher kommt denn dieser Dummkopf?“

„Woher ich komme? Aus dem Keller...“ „Der Offizier wandte sich zu seinen Gefährten: „Wir müssen darauf verzichten, aus diesem Gefel etwas herauszubringen... Rechnen wir also nur auf uns...“

Er unterbrach sich und sagte, auf Cyranos deutend: „Wer ist dieser Mensch?“

„Nolivet“, rief Colette, „Nolivet verleiht uns!“

„Vorwärts!“ wiederholte Raminoise und stürzte, die Augen auf das Ziel gerichtet, in der Richtung nach dem Garten fort. Doch plötzlich sah man ihn verschwinden... der Erdbeben hatte ihn eingeschluckt, und drei Soldaten folgten seinem Fuß, während vom Keller her sich ein wütendes Geschrei erhob... Was war geschehen? Wieder einmal hatte Nolivet die Situation gerettet. Von dem Geräusch aufgeweckt, hatte er es für klug erachtet, sich nicht zu rühren, hatte aber dabei nicht die geringste Kleinigkeit überhört. Bei dem Schrei des Gastwirths, der die Flucht Cyranos verriet, war er unter den Tisch getrocknet, war auf dem Gange gegangen und es war ihm gelungen, die Fallthür des Kellers zu öffnen, die sich gerade der Gartenthür gegenüber befand; in diese Fallthür waren die Soldaten sammt ihrem Anführer hineingefolpert.

Drei Mann waren verschwunden, oder vielmehr fünf, denn Meister Gadois hatte in einer Bewegung des Mitleids versucht, einen der Soldaten zurückzuhalten und war bei der Gelegenheit selbst mit hineingepurzelt.

Schnell hatte Nolivet die Fallthür auf die Gefangenen zurückfallen lassen, bei welcher Gelegenheit er Gadois' Finger noch ein wenig einklemmte, was dem Gastwirth einen lauten Schmerzensschrei entriß. Dann legte er sich gemüthlich auf die Kellertür, gleichsam als wolle er Besitz davon ergreifen.

Doch wenn er auch vier Mann unschädlich gemacht hatte, es blieben immer noch drei, die zuerst von dem plötzlichen Verschwinden ihrer Kameraden verblüfft, nunmehr das Ungehörige von Nolivets Handlungswiese erkannten und mit abgelenkten Kräfte eine nicht zu verkennende Aöfcht kundgaben... Nolivet fühlte, wie sich ihm die Haare auf dem Kopfe sträubten, und instinctiv streckte er die Hände nach irgend einem Gegenstande aus, nur um die entsetzliche Wifion, die immer näher kam, zu verschleiern. Seine Finger ergriffen einen Korb, und in diesem Korb befanden sich gefüllte Weinflaschen... Du lieber Gott, es giebt Augenblicke, wo man keine Zeit zum Nachdenken hat und sich der eigentlichen Bestimmung der Gegenstände nicht recht erinnert. So bekam der erste der Anreifer, der ihm allzu nahe auf den Hals rückte, die Flasche auf den Kopf und piff, paff, flogen die übrigen wie Kanonenkugeln und verschritten mit ihren scharfen Splittern Häufe, Nasen, Kleider und Hände!

Der Wein flog in wahren Sinne des Wortes in Strömen, und vergessens suchten die drei Männer zu pariren. Endlich stürzten sie, des Kampfes müde, auf die Thür zu, während Nolivet noch immer schon und ihnen durch die Fensterscheiben seine seltsamen Gescheße nachschaute.

„Gada, zum Teufel, bist Du toll geworden?“ rief Cyrano, der eben durch den Garten zurückkehrte. „Ach, Herr Savinien, ich habe so große Furcht, so große Furcht...“

„Aber wovor denn? Du bist ja allein! Und die Gärten? Und Herr von Raminoise?“

„Die Hälfte da drin!“ saate Nolivet, auf die Fallthür zeigend, „und der Rest...“

„Da unten, durch die Felber laufend! Und Du hast diese Wunder der Tapferkeit verrichtet?“

„Was wollen Sie?... Sie wollten Sie verfolgen.“

„Ich komme aus dem Louvre“, flüsterte der Eine. „Haben Sie den Bruder des Königs gesehen?“ fragte der Andere in etwas militärischem Tone. „Ja, Marquis. Er wird in einer Stunde in Saint-Germain sein.“

„Er ist gewiß in fürchterlicher Eile...“

„Fürchterlich ist das richtige Wort. Während ich bei ihm war, hat er für acht bis zehntausend Francs kostbares Porzellan und seines Krystall zererschlagen...“

„Dieser Gaston bleibt sich doch immer gleich!“

„Ja, es ist keine Kleinigkeit, so plötzlich von einem Dauphin entthront zu werden. Versehen Sie sich an seine Stelle...“

„An seiner Stelle wüßte ich, was ich zu thun hätte...“

Der Mann, der, nachlässig an eine Säule gelehnt, diese Worte sprach, war groß, elegant, brünett, auffallend schön und etwa 20 Jahre alt. Trotz der Sorglosigkeit, die er zur Schau trug, richteten sich seine schwarzen Augen unaufhörlich mit einer gewissen Angst nach den Gemächern der Königin.

„Das letzte Wort ist ja noch nicht gesprochen“, fuhr der andere Edelmann fort: „Und Gaston von Dreikönig kann noch immer hoffen...“

„Wie?“

„Nun, wenn uns statt eines Dauphins eine Prinzessin bestimmt wäre?“

Ein nervöses Zucken verzerrte das Gesicht seines jungen Gefährten, und er murmelte mit zitternder Stimme: „Eine Tochter!“

Doch in demselben Augenblicke entstand ein dumpfer Lärm. Die Thür hatte sich geöffnet, die Thür zu den Gemächern der Königin. Eine Dame erschien in großem Galastosseum und das Band des heiligen Geists-Ordens um den Hals. Es war die Herzogin Grammont; sie trug einen Neugeborenen auf den Armen und sagte zu den Hofleuten in feierlichem Tone: „Meine Herren, ich fordere Sie auf, Seine königliche Hoheit den Dauphin von Frankreich zu begrüßen.“

Es entstand ein lautes Gemurmel, von begeisterten Rufen unterbrocht, die man aber infolge der Eile nicht laute unterbrachte. Alle verneigten sich, dann näherten sich mehrere Officiere Frau von Grammont. Das Ceremoniell erforderte, daß einer von ihnen dem Volke die Geburt des königlichen Erbprinzen mittheilte; doch in demselben Augenblicke ertönte eine Stimme: „Mir allein, meine Herren, gegönnt die Ehre, die glückliche Nachricht zu verkünden.“

Alle traten vor dem Großstaatssekretär zur Seite, und Herr de Cinq-Mars erhielt aus den Armen der Oberhofmeisterin ein kleines zappendes Wejen. Der junge Marquis war in heftigster Aufregung, er zitterte gleichzeitig und strahlte. In dem Blicke, den er auf das Kind heftete, lag ebensowohl Zärtlichkeit als Achtung.

Sein Freund Jacques de Thou betrachtete ihn mit wachsender Ueberwachung; doch Henri von Cinq-Mars hatte inzwischen seine Erregung bekämpft und schritt jetzt auf ein Fenster zu, das auf einen breiten Balkon hinausführte.

Vor dem Schloße drängte sich eine ungeheure Menschenmenge; wohl zehntausend Personen waren anwesend. Alle diese Leute warteten seit dem vorigen Abend in den Gärten, die ausnahmsweise offen standen. Als das Fenster sich öffnete, entstand ein ungeheurer Lärm, doch so gleich wie mit einem Zauberstroke trat Ruhe ein. Der Marquis zeigte der Menge einen Haufen Spigen und Linnen und rief mit donnernder Stimme: „Es lebe Seine königliche Hoheit, der Dauphin!“

„Es lebe der Dauphin von Frankreich!“ riefen zehntausend Stimmen wie aus einem Munde. Cinq-Mars ging mit dem Kinde von einem Ende des Balkons bis zum andern und hob es in seinen Armen empor, um es dem Volke zu zeigen. Neue Zurufe ertönten, dann schloß sich das Fenster wieder.

Begeben wir uns nunmehr wieder nach einem anderen Theil des Palastes und betreten wir ein großes, hohes Zimmer von erstem Aussehen. In den Wänden jagen sich Regale hin, welche mit Büchern und Schriften bis oben an beladen waren. In der Mitte des Zimmers stand ein mit Karten, Plänen und Pergamenten bedeckter Tisch.

Obwohl es schon heller Tag war, brannten die Kerzen der beiden Kandelaber nach wie vor. Ein blaffer, vollständiger roth gekleideter Mann ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während eine tiefe Angst sich in seinen Zügen malte. Plötzlich wandte er sich um, die Thür hatte sich geöffnet; auf der Schwelle erschien ein Mönch. Der Cardinal Richelieu, denn er war es, stürzte ihm mit leuchtender Stimme entgegen und fragte: „Nun?“

„Monseigneur, es ist ein Sohn!“

„Ein Sohn!“

Eine ungeheure Freude verklärte plötzlich das Gesicht Richelieus. Doch die Reaction war nach der qualvollen und schlaflosen Nacht zu stark gewesen; er ließ sich auf einen Sessel fallen, nahm seine Mütze ab und fuhr sich mit der Hand über den siebenglühenden Schweiß. Dann wartete er ziemlich lange Zeit unbeweglich. Seine Augen waren geschlossen, und er schien nicht mehr zu athmen.

Ludwig der Dreizehnte erschien; es sah wie immer traurig aus, doch eben aus, doch eine ungeröthete Fröhenheit belebte seine schmerzigen Augen. Er trug anzwanzig Hüfing begleitete ihn. Der Minister war dem Herrscher entgegen gegangen, und dieser sagte, nachdem er den Cardinal durch eine Handlung kaum begrüßt, in feierlichem Tone: „Ein glückliches Ereigniß hat sich vollzogen, und wir wollen Ein. Eminenz in Anbetracht der treuen Dienste, die Sie unterm Hause jeden Tag erwiesen, selbst davon unterrichten.“

Richelieu verneigte sich, dann erhob er den Kopf und richtete einen fragenden Blick auf Ludwig den Dreizehnten. „Ein Sohn ist uns geboren worden“, fuhr der König fort.

Gleichsam von der Freude über diese Nachricht hingerrissen, rief Richelieu: „Ein Sohn, Sire? Das ist ein großes Glück für das königliche Haus und für die Zukunft des Landes.“

Doch Ludwig der Dreizehnte war auf den Sessel des Cardinals zurückgetreten und senkte, indem er sich darauf fallen ließ: „Ach, ich bin müde.“

Der Minister hatte sich an diese Schlaflosigkeit gewöhnt und oft seinen Ruben daraus gezogen. Doch an diesem Tage schloß sie ihm etwas mehr als ein Mittel ein, und ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen. Er unterbrach daselbst jedoch sofort und fragte mit ehrfurchtvoller Stimme: „Darf ich die Frage wagen, wie sich die Königin befindet?“

„Die Königin“, erwiderte Ludwig in gleichgültigem Tone, „ich habe sie seit gestern nicht gesehen.“

„Doch Sie werden sich jedenfalls sofort zu ihr begeben, Sire... und wenn Ein. Majestät mir gestatten wollen, Sie zu begleiten.“

„Nein, später“, versetzte der König nachlässig. „Ich bin zu müde und ziehe mich in meine Gemächer zurück.“

Mit diesen Worten erhob er sich mit den Anstrengungen eines bis aufs Äußerste erschöpften Mannes aus dem Sessel; in seinem bloßen Gesicht und seinen farblosen Augen war von der früheren Begeisterung nichts mehr zu merken, und auf die Schulter eines Knechts gestützt, verließ er das Cabinet Richelieus. Die rote Eminenz und die graue Eminenz waren allein. Der Mönch sah sich vorsichtig um, dann neigte er sich zu dem Premierminister und flüsterte ihm mit dumpfer Stimme zu: „Monseigneur, Sie müssen mehr wie je auf der Hut sein, und wenn es geht, sich die Vormundschaft über den Dauphin sichern.“

Der Cardinal richtete seine lebhaften Augen auf das fahle Gesicht des Mönchs und befragte: „Sprechen Sie weiter, Joseph, sagen Sie mir alles.“

„Die Nacht darf Ihnen nicht entgehen, selbst im Falle einer Regentenschaft.“

„Einer Regentenschaft?“

„Einer baldigen Regentenschaft“, erklärte der Mönch im Tone tiefster Ueberzeugung und fügte dann, die Stimme sendend, hinzu: „Dieser Mann ist verloren.“

Richelieu durchlief ein Zittern und er murmelte: „Der Tod!“

Dann fuhr er fort, als wäre eine düstere Vision an seinen Augen vorbeigegangen: „Der Tod wählt, er wählt das unbedeutende oder kostbare Wesen... er rafft nur zu schnell den fort, der für das Wohl der Menschheit arbeitet...“

„Ich habe Furcht, Joseph, daß Ludwig der Dreizehnte uns überlebt und in einem Augenblicke das zerstört, was wir mit so vieler Mühe aufgebaut haben.“

Doch Richelieu ließ sich nicht lange von diesen Gedanken beherrschen, sondern rief: „Was thut's? thun wir unsere Pflicht! Sehen wir das Gute und überlassen wir's der Zukunft, das auszuführen, was wir unternommen haben.“

Dann unterbrach er sich und legte seine zitternde Hand auf den Arm seines Vertrauten: „Was ich will, das wissen Sie, mein Freund; ich habe drei große Pläne, von deren Ausführung die Ruhe und der Ruhm des Königreiches abhängt...“

„Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich sie ausgeführt, und der Tod wird mich die wenigen Jahre, die dazu nöthig sind, noch verschonen. Der Spanier brängt uns zu sehr nach den Niederlanden zu, ich werde also unsere Grenze dahin erweitern...“

Um jeden Preis muß ich einen Posten auf dem Rhein errichten, um Frankreich den Besitz des Elsaß zu sichern, um den Kaiser im Schach zu halten und den Fürsten, die jenseits des Rheines herrschen und unsere Verbündeten sind, leicht Hilfe bringen zu können...“

„Endlich — und das ist vielleicht der wichtigste Punkt der Politik — müssen wir bedacht sein, uns selbständig den Eintritt nach Italien offen zu halten. Was die Großen im Innern anbetrifft, so ist das ein Kornfeld, das eine schöne Zukunft bietet, doch es ist Unrath darunter, das ich ausrotten werde.“

Der Vater Joseph hatte alles mit lebhafter Aufmerksamkeit angehört, und als Richelieu gendete hatte, erhob der Mönch das Haupt und fragte: „Und das Volk?“

Der Cardinal zeigte ein seltsames Lächeln und versetzte mit schneidender Stimme: „Indem ich die Großen angreife, greife ich für das Volk!“

(Fortsetzung folgt.)